Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

(11. Fortsetzung und Schluß.)

Er sagte, daß seine Eltern Deutsche gewesen seien; von Deutschland selbst wollte er nichts wissen und ging über dieses Thema rasch hinweg, — man hörte ihm an, daß er es nicht liebte.

Die Vorstellung neigte sich schon ihrem Ende zu, als plötzlich der Ruf: „Feuer!" erscholl.

Ein Schreckensruf durchhallte das Haus; Niemand sah das Feuer, aber Alles erhob sich von den Sitzen und drängte dem Ausgange zu. Vergeblich versuchten der Direktor und einige Stallmeister, das Publikum zu beschwichtigen, — ihre Stimmen verhallten ungehört; die Furcht wuchs mit Riesenschnelle zur Todesangst, das Schreien der Frauen und Kinder in dem furchtbaren Gedränge ließ die Gefahr noch größer erscheinen.

Erna und Mistreß Burton wollten den Fliehenden folgen, der Fremde hielt sie jedoch zurück, indem er ihnen den Weg vertrat.

„Bleiben Sie," sagte er in einem Tone, der befehlend und zugleich beruhigend klang. „Es ist keine Gefahr vorhanden. Ich rieche weder Rauch, noch sehe ich Feuer; in jenem entsetzlichen Gedränge, ist die Gefahr größer für Sie, als hier in der Loge."

„Das Feuer kann plötzlich über uns hereinbrechen, dann sind wir Alle verloren," erwiderte Mistreß Burton, die ihrer Angst nicht so rasch gebieten konnte.

„Nicht doch, wir sähen die Flammen schon, wenn ein Brand ausgebrochen wäre," antwortete er. „Warten wir, bis der größere Theil der Menge hinaus ist, dann wollen wir folgen."

An den Ausgängen hatten einige besonnene Männer jetzt Ordnung geschaffen; ihrer Energie war es zu verdanken, daß großes Unglück verhütet wurde, gleichwohl kamen die beiden Damen, als sie nun auch den Circus verließen, immer noch in starkes Gedränge.

Der Fremde hatte ihrer Angst und ihren Bitten nachgeben müssen; er ging voraus, um ihnen Bahn zu brechen, doch mußten sie ihm vorher das Versprechen geben, daß sie dicht hinter ihm bleiben und an seinen Rockschößen sich halten wollten.

In diesem Gedränge nun schob plötzlich ein roher Mann sich zwischen Erna und ihre Herrin; das Mädchen erkannte in ihm sofort eine der drei Gestalten, die sie beim Eintritt in den Circus gesehen hatte.

Vergeblich versuchte sie, ihrer Herrin zur Seite zu bleiben; sie wurde mit dem Strome fortgerissen und immer weiter von Mistreß Burton entfernt.

Endlich war der Hauptausgang erreicht. In diesem Moment fühlte Erna sich von kräftigen Armen umschlungen, ihre Füße berührten den Boden nicht mehr, sie wurde getragen von zwei zerlumpten Männern, die ihr frech ins Gesicht lachten.

Ein Hilferuf entfuhr ihren Lippen, dann wurde ein Tuch ihr auf den Mund gedrückt. Aber in demselben Augenblick sauste auch schon der schwere Bleiknopf eines Stockes durch die Luft; er fiel so wuchtig auf den Kopf eines Angreifers, daß dieser bewußtlos niederstürzte.

Der zweite Schlag traf mit derselben Wucht den Arm des Andern, der seine halb ohnmächtige Beute fahren lassen mußte und die Flucht ergriff, als er nun auch den Diener der Mistreß Burton herbeieilen sah. Das Alles war das Werk einiger Sekunden gewesen; der Fremde hielt Erna umschlungen und führte sie zum Wagen, wo Mistreß Burton ihn mit lebhaften Dankesworten empfing.

„Fahren Sie sofort ab," sagte er, nachdem er Erna in den Wagen gehoben hatte. „Diese Irländer waren gedungen; ich bleibe, um den Mann, den ich niedergeschlagen habe, der Polizei zu überliefern und den schändlichen Plan zu enthüllen."

„Ich fahre nur dann, wenn Sie mir das Versprechen geben, uns morgen zu besuchen," erwiderte sie; „mein Name ist Mistreß Burton, wir müssen wissen, wem wir so großen Dank schulden."

„Nicht deshalb," wehrte er jetzt ab, „aber ich werde kommen, um mich nach dem Befinden der jungen Dame zu erkundigen."

Er grüßte kurz und ging zu der Stelle zurück wo der niedergeschlagene Irländer, von einer Volksmenge umringt, lag.

Der Wagen rollte unterdessen von dannen; die Damen fühlten sich erst dann wieder in Sicherheit, als sie sich in ihrer Wohnung befanden.

Sie waren Beide in furchtbarer Erregung; sie bedurften vor allem Anderen der Ruhe und beschlossen deshalb, erst am nächsten Morgen ihren Vermuthungen über diesen Ueberfall Ausdruck zu geben.

Erna war nach einer schlaflosen Nacht zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Maler Geier diesen schändlichen Plan ersonnen habe, um seinen Haß zu befriedigen.

„Wäre der fremde Herr nicht in unserer Loge gewesen, hätte er nicht später ein so scharfes Auge auf mich gehabt, so würde der Racheplan gelungen sein. Darf ich mich solcher Gefahr noch einmal aussetzen? Nur durch meine Abreise kann ich ihr entgehen; ich zittre jetzt schon bei dem Gedanken, daß ich jenem Manne noch einmal begegnen könnte," sagte sie am andern Morgen zu Mrs. Burton.

„Ich werde mit einigen tüchtigen Polizeibeamten Rücksprache nehmen und —" Mistreß Burton brach ab, der eintretende Diener meldete den Besuch des fremden Herrn.

Da die Damen den Besuch des Fremden erwarteten, so hatten sie bereits Toilette gemacht; er wurde mit herzlicher Freundlichkeit empfangen, und er äußerte seine Freude, sie so wohl zu sehen.

„Was hat die Untersuchung ergeben?" fragte Mistreß Burton, nachdem er ihnen gegenüber Platz genommen hatte.

Der Fremde heftete den Blick voll herzlicher Theilnahme auf das plötzlich erglühende Antlitz Erna's. „Sie müssen einen rachsüchtigen Feind in dieser Stadt haben," sagte er. „Der verhaftete Irländer wollte seinen Namen nicht kennen, er gestand nur, daß er mit zwei Anderen gedungen worden sei, Sie, sobald Sie aus dem Circus herauskämen, in einen Wagen zu schaffen, der vor dem Circus stand und ihm genau bezeichnet worden war. Das Weitere wußte er nicht, oder er wollte es nicht wissen, er sprach die Vermuthung aus, daß Sie vielleicht Ihren Eltern oder Ihrem Gatten davongelaufen seien; in diesem Falle könne das, was er gethan habe, nur als ein verdienstliches Werk betrachtet werden. Seine Genossen und seinen Auftraggeber will er nicht kennen, wohin Sie gebracht werden sollten, will er ebenfalls nicht wissen, — es war nichts weiter aus ihm herauszubringen. Es mag sein, daß er nicht tiefer in den Plan eingeweiht ist; diese Sorte von Menschen begeht für klingenden Lohn einen Mord, ohne weiter nach den Gründen zu fragen. Ich vermuthe auch, daß einer dieser drei Gesellen den Hilferuf ausgestoßen hat, um in der daraus entstehenden Verwirrung den Plan leichter und sicherer ausführen zu können."

„Das wäre entsetzlich!" sagte Mistreß Burton empört. „Ihre Vermuthung mag sehr wohl begründet sein, — man muß den Genossen des Verhafteten und ebenso dem Kutscher des Wagens nachforschen; vielleicht wird durch die Aussagen dieser Leute das dunkle Räthsel gelöst."

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich nicht vorhin meine Karte abgegeben habe; der Entschuldigungsgrund liegt darin, daß ich keine mehr besitze. Martin Grimm ist mein Name," stellte sich jetzt der Fremde vor.

„Mein Gott, wäre es möglich?" rief Erna. „Sind Sie der Neffe des Kaufmanns Hugo Röder? Derselbe Neffe, der eine große Forderung an ihn besaß und das Elend seiner Mutter an ihm rächen wollte?

„Aber auf diese Rache im letzten Augenblick verzichtete; ja wohl, derselbe Martin Grimm bin ich," nickte er.

Erna blickte ihn starr an, sie konnte das nicht fassen, an die Wahrheit dieser überraschenden Entdeckung sobald nicht glauben. „Wie war es möglich, daß Sie so spurlos verschwinden konnten?" fragte sie mit bebender Stimme. „In den Zeitungen hat man Sie aufgefordert, sich zu melden, wenn Sie noch lebten; hier in New York hat man sich nach Ihnen erkundigt, Sie blieben verschollen. War es Ihre Absicht, den furchtbaren Verdacht auf Ihren unglücklichen Onkel zu lenken? Das wäre eine grausame Rache gewesen, deren ich Sie nicht fähig halte."

Erstaunen und Bestürzung spiegelten sich in seinen Zügen; es lag ein zürnender Ausdruck in dem Blick Erna's und Martin schlug vor demselben die Augen nicht nieder. „Was ist geschehen?" fragte er.

„Hugo Röder wurde des Mordes angeklagt, wissen Sie das nicht?"

„Ich habe bis zu diesen Augenblick keine Ahnung davon gehabt, das will ich, wenn Sie es verlangen, mit einem Eide bekräftigen. Er wurde verurtheilt?"

„Zu sechs Jahren Gefängniß; die Geschworenen nahmen an, daß er durch eine schwere Beleidigung zur That gereizt worden sei."

„Ich begreife das nicht," sagte er kopfschüttelnd; „bitte, erzählen Sie das Alles ausführlich."

Erna kam dem Wunsche nach. Martin hatte schweigend zugehört, er war tief erschüttert. „Nun müssen Sie auch meine Rechtfertigung hören," sagte er mit einem tiefen Athemzuge; „Mir scheint, man hat doch nicht die rechten Wege gewählt, um mir nachzuforschen. Nicht hier in New York, in Chicago hätte man sich erkundigen müssen, man würde dort erfahren haben, daß ich von meinem dortigen Bankier nach jener Nacht noch mir Kreditbriefe schicken ließ. Die Erklärungen, die mein Onkel über unsere letzte Unterredung gegeben hat, sind vollständig richtig. Nach dem Besuch Hertha's war ich entschlossen, auf meine Rache zu verzichten, obgleich ich kurz vorher noch mich mit der Anklageschrift beschäftigt hatte, die ja auch später auf dem Schreibtisch in meinem Zimmer gefunden worden ist.

„Aber als mein Onkel mir wieder gegenüberstand," fuhr Martin in seiner Schilderung fort, „loderte der alte Haß in meiner Seele noch einmal auf, es sind böse Worte gefallen, die mich nur noch mehr reizten. Im Beisein Hertha's wollte ich ihm die Papiere wieder geben, wir verließen das Hotel, ruhiger waren wir nicht geworden, im Gegentheil, die wilden Wogen der Leidenschaft gingen noch immer hoch. Und als nun mein Onkel mir sagte, Hertha verachte mich, da wurde es mir klar, daß ich ihm und seiner Tochter gegenüber eine traurige Rolle spielte, und es kam Alles so, wie der alte Mann später es berichtet hat. Ich wollte diesen beiden Menschen um keinen Preis mehr begegnen; ich kam mir vor wie ein Schulknabe, der eine Züchtigung verdient und zu erwarten hat. Ich mußte sofort abreisen, die Ueberschwemmung drohte mich sonst Wochen lang zurückzuhalten; man hatte bereits an der Mittagstafel davon gesprochen, daß die Verbindungen mit dem Norden vielleicht schon unterbrochen seien. Werthvolles Gepäck führte ich nicht bei mir, was ich zurückließ, konnte ich in jeder Stadt wieder kaufen, außerdem war es ja eine Kleinigkeit, mir später den Koffer nachschicken zu lassen. Ich konnte von Bremen aus an den Hotelbesitzer schreiben, überdies blieb mir auch keine Zeit mehr, in's Hotel zurückzukehren, wenn ich mit dem Courierzuge fort wollte. Ich würde vielleicht anders gehandelt haben, wenn ich nicht so furchtbar erregt gewesen wäre, aber in jener Stunde war es mir nicht möglich, einen ruhigen und klaren Gedanken zu fassen. Jenseits der Brücke gab ich meinem Onkel die Papiere, ich befahl ihm, mich augenblicklich zu verlassen und er that es; ich schritt zum Bahnhofe weiter. Auf diesem Wege faßte ich den Entschluß, zuvörderst nach Hannover zu fahren und dort einen Tag auszuruhen; zwischen Hannover und Bremen war eine Unterbrechung der Bahnverbindung nicht so leicht zu befürchten, und ich fühlte, daß ich nach diesen furchtbaren Anstrengungen der Ruhe bedurfte, bevor ich mich einschiffte. Von Hannover aus wollte ich den Hotelier beauftragen, meinen Koffer sofort nach Bremen zu schicken, ich konnte ihn dann auf der Heimreise mitnehmen. Indessen es kam anders. Als ich in Hannover ausstieg, ging ich in den Wartesaal, um eine Tasse Kaffee zu trinken, ich fand dort einen Herrn, der, in einen Pelzmantel eingehüllt, neben dem Ofen saß, und den ich vielleicht nicht weiter beachtet haben würde, wenn er nicht mit lebhaften Zeichen der Freude meinen Namen genannt hätte. Es war ein alter Jugendfreund, wir hatten uns früher sehr nahe gestanden und nun seit vielen Jahren einander nicht mehr gesehen. Er wohnte in Indien, wo er große Besitzungen hatte, er wollte jetzt über Genua dahin zurückkehren und wartete auf den Zug, der ihn nach dem Süden bringen sollte. Vielleicht war es nur scherzhaft gemeint, als er mir den Vorschlag machte, ihn zu begleiten, ich aber griff ihn sofort auf, und in der Stimmung, in der ich mich befand, wurde es mir nicht schwer, einen raschen Entschluß zu fassen. Zu versäumen hatte ich nichts, über Zeit und Geld konnte ich verfügen, eine große Summe führte ich bei mir in meinem Portefeuille, und was ich zur Reise bedurfte, war in Genua zu haben. Der Zug wurde gemeldet, ich ging hinaus und löste ein Billet. Es war längst mein Wunsch gewesen, andere Länder, und namentlich Indien, zu bereisen, das trug nun auch dazu bei, mich zu einem raschen Entschluß zu veranlassen. Mein Freund war entzückt, mir selbst gefiel diese Idee; wir reisten also ab und machten nur in Genua kurze Rast, um uns dann nach Westindien einzuschiffen. Von dort aus machte ich weitere Reisen, und jetzt erst bin ich zurückgekehrt."

„Das Alles klingt seltsam und doch natürlich," sagte Mistreß Burton, deren Blick voll Theilnahme auf dem treuherzigen Antlitz Martin's ruhte. „Jenen Hilferuf auf der Brücke hat mein unglücklicher Mann ausgestoßen; wäre auch er am andern Tage schon vermißt worden, so würde die Untersuchung wohl andere Wege eingeschlagen haben. Nur Sie allein wurden vermißt; der Rechtskonsulent, dem Sie Ihre Angelegenheit übertragen wollten, war ein Feind Ihres Onkels, und seinen Bemühungen ist es hauptsächlich zu verdanken, daß das Gerücht verbreitet wurde, Sie seien auf der Brücke ermordet worden. Und nun fand man nach Wochen eine Leiche, entstellt und von Allem entblößt, die Farbe des Haares und der Schnitt des Bartes waren die einzigen Erkennungszeichen, und darin hatte mein Gatte mit Ihnen große Aehnlichkeit. Der Haß Geier's mag wohl auch dazu beigetragen haben, daß Ihre Person in jener Leiche festgestellt wurde, und damit war die Beweiskette gegen Ihren Onkel geschlossen."

„Und was soll nun geschehen?" fragte Erna, das Haupt rasch erhebend und die schönen Augen mit einem erwartungsvollen Blick auf ihn heftend. „Ich werde noch in dieser Stunde an meinen Bruder schreiben und Ihre Mittheilungen ihm berichten, aber bis dieser Brief drüben eintrifft, werden noch mehrere Wochen vergehen."

„Ich werde an Hertha und an das Gericht drüben Telegramme absenden," sagte Martin; „morgen schon kann mein Onkel wieder in Freiheit gesetzt sein."

„Ja, thun Sie das," bat Erna in überströmender Freude, ihm beide Hände reichend, die er lange festhielt, um ihr tief in die braunen Augen zu schauen, „das Glück Hertha's wird dadurch vollständiger werden."

„Das Glück Hertha's?" fragte er überrascht. „Wie kann sie denn glücklich sein?"

„Ah, Sie wissen auch das noch nicht?" erwiderte Erna. „Hertha ist die Braut meines Bruders, der durch die Verlobung Associe des Hauses wurde."

Eine dunkle Wolke glitt flüchtig über die Stirn Martin's, aber im nächsten Augenblick umspielte wieder das treuherzige Lächeln seine Lippen. „Und die Liebe hat diesen Bund geschlossen?" fragte er verwundert.

„Nur wahre, selbstlose Liebe!"

„Dann wünsche ich ihr von ganzem Herzen Glück," sagte er, indem er sich erhob und seinen Hut nahm. „Bitte, schreiben Sie auch das Ihrem Herrn Bruder. Ich eile nun zum Telegraphenamt, leben Sie wohl."

„Wir sehen Sie wieder?" fragte Mistreß Burton, ihm die Hand bietend.

„Wenn ich wieder kommen darf?"

„Wie können Sie nur fragen?" Sein Blick streifte das Antlitz Erna's.

Sie nickte ihm mit erglühenden Wangen freundlich zu, und in sichtbar freudiger Stimmung nahm er Abschied.

Erna setzte sich unverzüglich hin und schrieb einen langen Brief an ihren Bruder, dem sie einige Zeilen an Hertha beifügte, sie berichtete in diesem Briefe auch den Besuch des Malers und den Ueberfall, der nach ihrer Ueberzeugung nur von ihm ausgegangen sein konnte.

Martin kam noch an demselben Tage wieder, um ihr zu melden, daß die Depeschen abgeschickt seien, er war am Tage darauf bei Mistreß Burton zum Diner geladen, und in demselben Grade, wie er den Damen gefiel, schien es ihm auch bei ihnen zu behagen.

Er hatte an seinen Bankier in Chicago geschrieben, von diesem erhielt er die Nachricht, daß sein Brief noch gerade rechtzeitig eingetroffen sei, um die gerichtliche Beschlagnahme seines Vermögens zu verhüten, die sein Vetter in Deutschland beantragt habe.

So waren einige Tage verstrichen; von dem Maler Geier hatte man noch keine Spur entdeckt und ebenso konnten die Genossen des gefangenen Irländers aufgefunden werden, die Untersuchung dieses Ueberfalles schien im Sande verlaufen zu sollen.

Da empfing Erna ein Telegramm von ihrem Bruder, es enthielt nur die Worte: Martin Grimm muß persönlich hierher kommen — Depesche hat keinen Glauben gefunden."

Eine Stunde später kam Martin, um mit den Damen zu plaudern. Erna legte ihm das Telegramm vor.

„Das ist mir unangenehm," sagte er, nachdem er die Depesche gelesen hatte, „ich werde mich zu dieser Reise nicht entschließen können."

„Hassen Sie Ihren Onkel noch immer?" fragte Erna vorwurfsvoll.

„Nein, er hat schwer genug für die Sünden gebüßt, die er an meiner Mutter beging."

„Er wird seine Freiheit und seine Ehre nur dann zurückerhalten, wenn Sie diese Reise unternehmen und das Gericht überzeugen, daß Sie noch leben. Thun Sie das nicht um seinetwillen, so thun Sie es Hertha's wegen.

„Die mich verachtet?" erwiderte er herb.

„Glauben Sie doch das nicht! Vergessen Sie die bösen Worte, die Ihr Onkel Ihnen in jener unseligen Stunde gesagt hat, Sie haben auch manches Wort gesprochen, für das Sie Vergebung erbitten müssen."

Er legte seine Hand auf die ihrige, und vor dem seltsamen Blick, der jetzt aus seinen Augen sie traf, mußte sie verwirrt die Wimpern senken. „Wollen Sie mich begleiten, Erna?" fragte er leise. „Wollen Sie fortan mir, dem einsamen Manne, eine treue Gefährtin sein? Ich wünsche mir kein größeres Glück als dieses und mein Leben sollte nur noch der Aufgabe gewidmet sein, Sie glücklich zu machen. Verlangen Sie nicht viele schöne Worte von mir," fuhr er fort, als sie schwieg, „ich habe wenig mit jungen Damen verkehrt und verstehe es nicht, ihnen Schmeicheleien zu sagen. Ihnen schlug mein Herz im ersten Augenblick entgegen, Ihnen entsagen zu müssen würde mir jetzt unsagbar schmerzlich sein. Antworten Sie mir so offen und so kurz, wie ich Sie gefragt habe und wenn Ihre Antwort mich aus Ihrer Nähe verbannt, dann will ich denken, es sei Alles nur ein Traum gewesen und mir bleibe das schönste Erdenglück versagt."

Sie hatte ihre Hand ihm nicht entzogen. Purpurgluth färbte ihre Wangen, und als sie nun den Blick wieder zu ihm erhob, traf ihn aus ihren braunen Augen ein leuchtender Glücksstrahl.

„Offen und kurz?" antwortete sie mit zitternder Stimme. „Meine Antwort ist ein freudiges Ja; ich fühl's in diesem Augenblick, daß ich Sie liebe, und ich weiß auch, daß ich Ihnen vertrauen darf."

Er schloß sie in seine Arme und küßte sie.

Mistreß Burton, die in diesem Augenblick eintreten wollte, blieb überrascht auf der Schwelle unter der Portiere stehen.

„Ich hatte das vorausgesehen," sagte sie in freudiger Erregung, als das junge Paar ihr mit einem Lächeln des Glücks auf den Lippen entgegenkam; „die wachsende Herzensneigung konnte meinen beobachtenden Blicken nicht entgehen, und mein Segen sei mit dem Bunde alle Zeit."

„Und nun wirst Du reisen?" fragte Erna ihren Verlobten.

„Ja, mit Dir!"

„So wollen Sie Erna schon so bald mir entführen?" sagte Mistreß Burton mit leisem Vorwurf.

„Ich bringe sie Ihnen wieder," erwiderte er; „wir wollen nur hinüber reisen, um meinem Onkel die Freiheit zurückzugeben. Und so rasch kann die Reise auch nicht angetreten werden, denn Erna soll mich als meine Gattin hinüber begleiten."

Erna wollte dagegen Einspruch erheben; sie mußte ja vorher noch für ihre Aussteuer Sorge tragen, aber alle Bedenken beseitigte er durch die Erklärung: in New York sei Alles zu haben, was man nur wünsche; er wollte seine Braut binnen drei Tagen wie eine Fürstin ausstatten.

„Wir werden uns später hier niederlassen," fuhr er fort, „ich kann mich mit dem Gedanken, in Deutschland wohnen zu sollen, nicht befreunden; wir leben hier freier und angenehmer, und sollte einmal die Sehnsucht nach der Heimath in Dir erwachen, dann reisen wir hinüber, um dort einige Zeit zu verweilen."

„Ich muß mich Deinem Willen ja fügen," sagte Erna lächelnd; „ich will's gerne thun, aber nimm auch Rücksicht auf den Unglücklichen, der drüben im Gefängniß schmachtet."

„Ich werde die Behörde heute noch veranlassen, ein amtliches Telegramm hinüber zu senden, das muß dem alten Manne die Freiheit zurückgeben. Im schlimmsten Falle würde seine Befreiung auch nur um einige Tage hinausgeschoben werden, denn ich werde unter diesen Verhältnissen unsere Trauung so sehr wie möglich beschleunigen."

„Und in meinem Hause muß die Hochzeit gefeiert werden," sagte jetzt Mistreß Burton; „ich mache das zur Bedingung."

Das glückliche Brautpaar nahm gerne dieses gütige Anerbieten an. Erna war glücklich, alles Trübe, was hinter ihr lag, fiel nun der Vergessenheit anheim.

Versöhnt.

Es war eine seltsame Fügung des Geschicks, das Hertha die Depesche Martin Grimm's an demselben Tage empfing, an dem sie ihr Hochzeitsfest in aller Stille feierte.

Es war ein kleines Fest; Friedrich Salinger hatte außer dem Pfarrer und Konrad nur einige Geschäftsfreunde mit ihren Damen dazu geladen, und nun fiel in diese kleine Gesellschaft das Telegramm aus New York wie ein Blitz aus wolkenloser Höhe.

Hertha triumphirte; sie hatte nie an die Schuld des Vaters geglaubt! Nun sollte die ganze Stadt erfahren, wie sehr berechtigt ihr Glaube an seine Schuldlosigkeit gewesen war.

Von der kurzen Hochzeitsreise, für die alle Vorbereitungen bereits getroffen waren, konnte nun keine Rede mehr sein; Friedrich fuhr unverzüglich zum Justizrath Havermann und überbrachte ihm das Telegramm.

Der Justizrath war allerdings über die Lösung des Räthsels erfreut, aber er schüttelte dennoch bedenklich das graue Haupt. Ein solches Telegramm könne Jeder schicken, sagte er; daraufhin allein werde das Gericht den Gefangenen nicht entlassen. Martin Grimm müsse persönlich erscheinen und beweisen, daß er noch lebe; nur dieser überzeugende Beweis könne das längst rechtskräftig gewordene Urtheil wieder umstoßen.

Diese Befürchtungen erwiesen sich als begründet; das Gericht, das ebenfalls ein Telegramm erhalten hatte, forderte den Beweis und verweigerte bis dahin die Entlassung des Gefangenen.

Erst das zweite, amtlich bestätigte Telegramm Martin's bewirkte, daß der Gefangene in mildere Haft gebracht und nicht mehr zur Arbeit angehalten wurde; er durfte nun auch den Besuch seiner Kinder empfangen.

Sie fanden einen stillen, schweigsamen Mann, den das Unglück schwer gebeugt hatte. Seine Thatkraft war gebrochen, und er verlangte vom Leben nichts mehr, als noch einige Jahre in sorgloser Ruhe in seinem Familienkreise weilen zu dürfen.

Seinem Schwiegersohne gegenüber bewies er sich sehr dankbar; er äußerte seine Freude darüber, daß dieser umsichtige, energische Mann nun an der Spitze des Geschäfts stand und der Gatte Hertha's war.

Inzwischen hatten alle Zeitungen das Telegramm Martin's abgedruckt, — die Meinungen darüber waren sehr getheilt.

An die Schuldlosigkeit Röder's wollte man auch jetzt noch nicht glauben; man war eher geneigt, das Telegramm als einen plumpen Versuch zu betrachten, den ein Dummkopf gemacht hatte, um das Gericht und die öffentliche Meinung irre zu führen.

Der Rechtskonsulent Geier behauptete dies überall, wo ihm nur Gelegenheit geboten wurde, seine Ansicht auszusprechen; aber er war dabei keineswegs so ruhig, wie er sich den Anschein zu geben bemühte. Mit fieberhafter Ungeduld wartete er auf Nachrichten von seinem Sohne.

Er zitterte bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß diese Nachrichten die Wahrheit der Depesche bestätigen könnten; mit den Hoffnungen auf die große Erbschaft des Musikers war es dann zu Ende und all' das Geld verloren, das er schon dafür verausgabt hatte.

Der Musiker fiel ihm jetzt mit seinen Fragen und Befürchtungen lästig; es kamen Tage, an denen er seinem Grimm ihm gegenüber in groben und ungerechten Vorwürfen Luft machte.

Endlich kam ein Brief von Hermann; er meldete kurz, Martin Grimm sei aus seiner Verschollenheit plötzlich wieder aufgetaucht und der Erbe mit seinen Ansprüchen abgewiesen. Nähere Aufklärungen gab der Maler nicht, aber er forderte Geld; von seiner Heimkehr war in diesem Briefe noch keine Rede,—

Einige Tage vorher hatte Friedrich ein Telegramm aus New York empfangen, in dem ihm die Trauung seiner Schwester mit Martin Grimm und die Abreise des jungen Ehepaares nach Europa berichtet wurde, — eine überraschende Nachricht, deren Veröffentlichung die Gemüther abermals in Aufregung versetzte.

Dann traf der Brief Erna's ein, der ausführliche Mittheilungen über den Besuch des Malers, die erste Begegnung mit Martin Grimm und den Ueberfall enthielt.

Mit diesem Briefe begab Friedrich sich in heller Entrüstung zum Doktor Geier, der jede Verantwortung für die Handlungen seines Sohnes ablehnte, aber gleichwohl manches bittere Wort hören mußte, das seinen Stolz tief verletzte.

Er hatte auf seinen Sohn große Hoffnungen gebaut, mit Zuversicht sogar erwartet, daß Hermann einst reich und berühmt sein werde; diese Hoffnung war nun auch vernichtet.

In fieberhafter Erregung und mit wachsender Unruhe, erwartete er jetzt die Ankunft Martin's.

Auch dieser Tag kam; Martin traf mit seiner Gattin ein, und das junge Ehepaar stieg im „Hotel zum Adler" ab.

Der Rechtskonsulent Geier wurde vorgeladen, um die Person Martin's zu rekognosziren; mit Grimm im Herzen leistete er dieser Vorladung Folge, und sein Groll wuchs, als Martin Grimm seinen Gruß kaum erwiderte. Die Entlassung Röder's aus dem Gefängniß wurde nun unverzüglich angeordnet; der Untersuchungsrichter äußerte sein Bedauern über die Verurtheilung; die Freisprechung und Ehrenerklärung sollte später in öffentlicher Sitzung erfolgen.

Als Martin das Gerichtsgebäude wieder verließ, folgte der Doktor ihm.

„Sie haben wohl in diesen Tagen keine Nachrichten von Ihrem Sohne erhalten?" frug ihn Martin.

„Wollen Sie mich für das, was er gethan hat, verantwortlich machen?"

„Nein," sagte Martin kalt, „so ungerecht denke ich nicht. Mein Schwager sagte mir bereits, er habe Ihnen die Schurkereien berichtet, die Ihr Sohn drüben meiner jetzigen Gattin gegenüber begangen hat. Sie werden weitere Nachrichten empfangen, die Ihnen nicht angenehm sind."

„Das thut mir leid," erwiderte der alte Mann achselzuckend; „ich habe meinen Sohn ernstlich gewarnt,—dieser Thorheiten hätte ich ihn nicht fähig gehalten. Ich darf wohl hoffen, daß Ihre Gemahlin ihm verzeihen wird: nur die leidenschaftliche Liebe zu ihr hat ihn zu jenem Verhalten verleitet."

„Diese Thorheiten waren Verbrechen," fuhr Martin mit scharfer Betonung fort. „Um den schändlichen Plan ausführen zu können, hatte Ihr Sohn sich mit einigen schlechten Subjekten verbündet, Irländern, denen er namhafte Summen zahlen mußte, um sie als Werkzeuge zu gewinnen. Unter diesen Irländern befand sich ein gewisser O'Brien, bei dem Ihr Sohn wohnte; er forderte nach dem mißglückten Ueberfall den vollen Lohn. Als er ihm verweigert wurde, wollte er ihn mit Gewalt nehmen; Ihr Sohn setzte sich zur Wehre und wurde bei dieser Gelegenheit erschossen."

„Allmächtiger Gott!" rief der Doktor, indem er stehen blieb und seinen Begleiter starr anblickte. „Mein Sohn ist todt?"

„Ich möchte Ihnen gern das Gegentheil berichten, so sehr ich auch Grund gehabt habe, Ihren Sohn zu hassen. Aber ich kann es nicht, ich muß bei der Wahrheit bleiben. O'Brien wurde verhaftet; er hat die Gründe seiner That nicht gestehen wollen, aber seine Genossen verriethen ihn. Er wird wohl in nächster Zeit seine Schuld am Galgen sühnen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, bog Martin rasch um eine Straßenecke. Bald darauf befand er sich wieder im Hotel bei seiner jungen Frau.

„Der Zweck unserer Reise ist nun erfüllt," sagte er. „Der Vater Hertha's wird heute noch in Freiheit gesetzt, wir können also morgen wieder abreisen. Oder möchtest Du gern noch in dieser Stadt bleiben?"

„Ich füge mich Deinen Wünschen," erwiderte sie, indeß sein Arm sie umschlungen hielt. „Ich bin ja nur in Deiner Nähe glücklich. Hertha sprach den Wunsch aus, Dich mit ihrem Vater versöhnt zu sehen; würdest Du ihn erfüllen?"

„Wenn er die Hand mir bietet, will ich sie nicht zurückstoßen," entgegnete er, und ein dunkler Schatten glitt dabei über sein Antlitz, „aber von herzlicher Freundschaft zwischen uns kann niemals die Rede sein; zwischen mir und diesem Manne steht trennend das Andenken an meine unglückliche Mutter."

„Du hast noch einen anderen Verwandten hier."

„Ich will mich nach ihm erkundigen," nickte er, ihr ins Wort fallend; dann führte er sie in den Speisesaal zur Mittagstafel.

Hertha hatte das Paar eingeladen, bei ihr zu wohnen, die Einladung war jedoch abgelehnt worden, weil die Beiden die Wiedervereinigung Hugo Röder's mit seinen Kindern nicht stören wollten.

Diese holten ihn persönlich aus dem Gefängniß ab; als freier Mann mit fleckenloser Ehre kehrte Röder in sein Haus zurück. Er kannte nun keinen anderen Wunsch mehr als den, noch einige Jahre in Ruhe und Frieden zu verleben.

Vom Geschäft wollte er sich nun ganz zurückziehen — Friedrich sollte allein es weiter führen. Mit der Außenwelt mochte er nichts mehr zu schaffen haben; er hatte zur Genüge erfahren, wie wenig Freundschaft und Wohlwollen er bei den Menschen fand. Wenn sie jetzt ihn ihrer Theilnahme versicherten, so waren es nur heuchlerische Worte, die zu hören er kein Verlangen trug.

Die Versöhnung mit Martin wünschte er ebenfalls; er hatte im Gefängniß über das Unrecht, das an seiner Schwester begangen worden war, nachgedacht und sich bittere Vorwürfe darüber gemacht.

Die Zusammenkunft sollte am Abend im Hause Röder's stattfinden, und den Bitten Friedrich's nachgebend, hatte Martin sein Erscheinen zugesagt. Ehe er das Hotel verließ, wurde ihm der Besuch seines Vetters gemeldet; er nahm ihn an und empfing den Musiker, der in Begleitung Mariannens kam, freundlich.

„Sie werden entschuldigen, daß ich meinen Verlobten begleite," sagte Marianne, nachdem die verwandtschaftlichen Verhältnisse besprochen werden. „Er ist eine schüchterne Natur, und würde nicht gewagt haben, eine Bitte an Sie zu richten, die für seine und auch für meine Zukunft entscheidend ist. Er würde den Erbschaftsprozeß nicht begonnen haben, wenn er nicht von Ihrem Tode überzeugt gewesen wäre, und wenn nicht der Doktor Geier ihm seine Hilfe angeboten hätte. Wir haben dabei nicht auf großen Reichthum gehofft — dieser Versicherung dürfen Sie Glauben schenken; wir waren mit einem kleinen Einkommen gern zufrieden gewesen, und es bereitet uns keinen großen Kummer, daß wir nun auch darauf verzichten müssen. Wir können Beide arbeiten und das, was wir bedürfen, verdienen, aber eine Schuld drückt uns, die uns keine frohe Stunde mehr gönnt. Der Doktor Geier verlangt die Kosten des Prozesses und seine Darlehen zurück; er hat uns eine große Rechnung vorgelegt und droht uns, daß er uns verfolgen wolle, so lange er lebe. Wir sehen nicht die Möglichkeit ein, jemals ihn befriedigen zu können. Da möchten wir Sie nun bitten, uns in irgend einer Weise aus diesen drückenden Verhältnissen zu befreien. Sie sind der einzige Verwandte meines Verlobten, und es war im Grunde genommen doch auch Ihre Schuld, daß Sie so spurlos verschwunden und dadurch Anlaß zu dem Prozeß gaben."

Martin konnte die Wahrheit der letzteren Behauptung nicht leugnen; er war freilich nicht verpflichtet, den Doktor zu entschädigen, der wohl zumeist im eigenen Interesse gehandelt hatte. Aber es handelte sich hier um das Lebensglück zweier Menschen, und da auch Erna ihre Bitten mit denen Marianne's vereinigte und überdies das schlichte, bescheiden auftretende Brautpaar seine Zuneigung mehr und mehr gewann, so versprach er Gewährung; am nächsten Tage sollte sein Vetter ihn wieder besuchen, um das Weitere zu erfahren.

Bald darauf stand er seinem Onkel gegenüber.

Der alte Herr bot ihm die Hand; Martin konnte jetzt nur noch Mitleid fühlen mit dem schwer geprüften Manne, der nun sich selbst anklagte, daß er an seiner Schwester nicht gut gehandelt habe.

Er schlug mit einigen herzlichen Worten in die Hand ein und die Versöhnung war geschlossen.

Nur einmal noch an diesem Abend erhob sich ein Streit, der diesmal aber nicht mit Erbitterung geführt wurde.

Hugo Röder bestand darauf, daß sein Neffe den Betrag seiner Forderung annehmen müsse. Das Geld, das so viel Unheil gestiftet hatte, lag bei der Bank — es war rechtmäßiges Eigenthum Martin's; die Schenkung erklärte der alte Herr nicht annehmen zu können.

In diesem Streit stand Martin allein, er mußte nachgeben; der Stolz des alten Kaufmanns wies diese Schenkung mit unbeugsamer Entschiedenheit zurück.

„Nun wohl," sagte er endlich nach langem Nachdenken, „so schlage ich einen Weg vor, der uns Alle zufriedenstellen kann. Mein Vetter Karl ist ein armer Teufel, und ich bin entschlossen, ihm zu helfen; will ich das, so muß ich vor allen Dingen ihn aus den Händen des Rechtskonsulenten Geier befreien. Der Justizrath Havermann soll die Rechnungen dieses Mannes prüfen und das Geld, das dafür gezahlt werden muß, von der deponirten Summe genommen werden. Keinen Heller darf Geier mehr erhalten, als er zu fordern hat, das mache ich zur Bedingung. Es werden dann wohl noch vierzigtausend Thaler übrig bleiben; dieses Kapital soll Friedrich übernehmen und im Geschäft verwerthen. Von den Zinsen desselben werden meinem Vetter jährlich tausend Thaler gezahlt, — das Kapital aber darf dem unpraktischen Manne nicht anvertraut werden, denn man würde ihn darum betrügen. Nach seinem Tode erhalten seine Erben ein- für allemal zehntausend Thaler, der Rest ist eine Schenkung, die ich dem Bruder meiner Frau mache; ihre Zurückweisung würde ich als eine Beleidigung betrachten."

Noch vor der Abreise Martin's wurden Steinthal und Kaspar Strick verurtheilt; der Letztere kam mit einer geringen Strafe davon, während Steinthal seine Schuld im Zuchthause sühnen mußte.

Martin ließ sich nicht bewegen, in der Heimath seiner Gattin zu bleiben, und Erna begleitete ihn gerne hinüber. Der Abschied wurde ihr diesmal nicht so schwer, — ein geliebter Mann begleitete sie, und drüben erwartete sie eine treue Freundin. Sonnenhell lag die Zukunft vor ihr, und kein Schatten drohte auf ihren Lebenspfad zu fallen.

(Ende.)

Das erschwindelte Patent.

Mit begreiflicher Spannung folgt ein großer Theil des Publikums den Verhandlungen, die vor dem Secretär des Innern über die Beiseitesetzung des Bell'schen Patents geführt werden. Zwar handelt es sich zunächst nur um ein Gutachten, von dem es abhängen soll, ob gegen die Bell'sche Gesellschaft von Bundeswegen ein Proceß angestrengt werden soll oder nicht, aber da das Verhör den Fall selbst von allen Seiten beleuchtet, gerade als ob er schon vor Gericht schwebte, so hat es thatsächlich das Interesse einer wirklichen Gerichtsverhandlung.

Zweierlei wird unter Beweis gestellt. Eine ganze Anzahl von Zeugen sagt aus, daß das Princip der elektrischen Vermittlung von Tönen längst bekannt war, ehe Bell ein Patentgesuch einreichte. Die Erfindung des deutschen Schullehrers Reiß war schon eben so vollkommen, wie die Bell'sche. Und ferner hat Bell überhaupt kein Telephon patentiren lassen wollen, sondern nur einen Apparat zur Vervielfältigung telegraphischer Depeschen. Professor Elisha Gray aus Chicago sucht nachzuweisen, daß er in einem Caveat die Beschreibung des Apparats eingereicht hatte, den Bell für seine eigene Erfindung ausgibt; daß Letzterer jene Beschreibung widerrechtlich zu sehen bekam und in Folge dessen sein eigenes Patentgesuch abänderte. Einer der Untersucher im Patentamte bestätigt dies und bezeichnet sich selbst als den Beamten, der die Beschreibung und das Modell Grays an Bell auslieferte. Ein anderer Untersucher bezeugt, daß Bell das Patent gegen alle Regeln erhielt, die für solche Fälle vorgeschrieben sind. Sachverständige behaupten, die ursprüngliche „Maschine" Bells sei zur Uebertragung von Tönen überhaupt ungeeignet gewesen, — und thatsächlich bediente sich die sogenannte Bell-Gesellschaft des Edison'schen Instruments.

Allen diesen Beweisen gegenüber verhält sich die Bell'sche Gesellschaft stumm. Sie hat offenbar den Plan gefaßt, den unvermeidlichen Proceß sechs bis sieben Jahre in die Länge zu ziehen, bis ihr Patent von selbst erlischt. Dies dürfte ihr indessen nicht gelingen, denn wenn der Bund als Kläger auftritt, so hat er den Vortritt vor allen Privatklägern. Entscheidet also Herr Lamar, daß der Proceß von Bundeswegen angestrengt werden solle, so wird auch die endgiltige Entscheidung der Gerichte nicht lange auf sich warten lassen.

Landwirthschaftliches.

Ueber Birnenzucht.—Die Birnen haben in dieser Saison mehr als seit vielen Jahren durch das Brandigwerden von Blüthen gelitten, und die Ursache hiervon ist wahrscheinlich auf einige übermäßig warme Maitage zurückzuführen, durch welche die Säfte vielfach vertrockneten. In Folge dessen ist der Profit der Farmer mit der Birnenzucht — der seit den 200 Jahren, seit die Birne in unserem Lande angebaut wird, nie besonders groß war — ungewöhnlich gering gewesen. Diese Thatsache führte in landwirthschaftlichen Kreisen zu vielen Discussionen über die Frage, ob sich die Birnenzucht als Geschäft überhaupt für den amerikanischen Farmer empfehle. Der Secretär der Ackerbaubehörde von Massachusetts hielt jüngst hierüber in Boston einen bemerkenswerthen Vortrag. Allerdings, führte er aus, habe die Birnenzucht mehrere anscheinende Vortheile; die Birne werde verhältnißmäßig sehr wenig von Insekten beschädigt, und die Bäume hielten sich sehr lange. Ferner sei zu bedenken, daß viele Farmer, welche mit der Birnenzucht kein Glück gehabt, dies lediglich groben Fehlern zu verdanken hätten. Trotzdem der Vortragende alle diese Umstände würdigte, erklärte er den Anbau von Birnen überhaupt für unvortheilhaft für den Landwirth. Die Birnenzucht, führte er aus, sollte von den Landwirthen höchstens als Liebhaberei und zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, aber nicht als Geschäft betrieben werden; Letzteres sei vielmehr Aufgabe des Gärtners. Das Ziehen des Birnbaumes erfordere eine peinliche Sorgfalt, für welche es dem Landwirth im Allgemeinen an der nöthigen Zeit und meist auch an den Kenntnissen gebreche; auch scheine aus den bisherigen Ergebnissen hervorzugehen, daß die Birne am besten in der Nähe von Städten und besonders unweit der Seeküste gedeihe.

Zucker als Viehfutter.—Die niedrigen Zuckerpreise, welche voriges Jahr in Frankreich herrschten, haben dazu geführt, den überflüssigen Zucker als Viehfutter zu verwenden, wie es in Deutschland schon vorher da und dort Brauch gewesen war. Schafe, Schweine und Kälber, die man mästen wollte, bekamen täglich bis zu 12 Unzen Zucker. Die Thiere nahmen das neue Nahrungsmittel anfangs nur mit Widerstreben an. Nach 6 Wochen nahm man Wägungen der Thiere vor. Bei den Schafen erwies sich der Zucker zwar als vortheilhaft, doch nicht im Verhältniß zu seinen Kosten; den Kälbern hatte der Zucker geradezu geschadet; bei den Schweinen dagegen hatte er sich entschieden profitabel erwiesen.

Wie junge Mädchen ruinirt werden.

Das Capitel von dem gewissenlosen Ruin junger Mädchen in Großstädten ist ebenso alt, wie unerschöpflich; es hat dieser Tage in der Stadt Boston, wo man sich sonst so viel auf strenge Moralität zu gute zu thun beliebt, wieder eine traurige Bereicherung erfahren. Vor einem dortigen Municipalrichter stand ein schwächlich aussehendes, etwa 15 Jahre altes, höchst ärmlich gekleidetes Mädchen, Lizzie Merchant, und erzählte die folgende Leidensgeschichte:

Es ist in Neuschottland geboren und hat Vater und Mutter verloren, als es es erst sechs Monate alt war. Eine Tante in Gloucester nahm sich der verlassenen Waise an, starb aber vor zwei Jahren, und seitdem war Lizzie ohne Freunde und ohne Verwandte. Mit vieler Mühe fand sie eine Stelle als Kindermädchen bei einer im Westende von Boston wohnenden Familie; das Oberhaupt der letzteren betrieb eine Schnapskneipe, und Lizzie wurde während eines Theils des Tages als Schankwärterin verwendet, um Kunden zu ziehen, wie sehr sie sich auch gegen diese Art von Beschäftigung sträuben mochte. Sie fügte sich der letzteren, weil sie es nicht wagen konnte, die Stelle aufzugeben. Eines Tages machte sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der oft in die Branntweinschenke kam, und ließ sich von diesem überreden, in einer freien Stunde mit ihm auszugehen, angeblich, um ein Museum zu besuchen. Anstatt dorthin, führte der junge Mann Lizzie nach einem Hause in Pittstr., wo das Mädchen eine sehr lustige Gesellschaft fand, in welcher ihr bald ganz unheimlich wurde. Sie drang in ihren Begleiter, das Haus zu verlassen, welches nichts Anderes als ein Bordell war. Die letztere Thatsache erfuhr Lizzie erst später. Man machte schlechte Witze über die Angst des Mädchens, hielt dieses auf jede Weise zurück und bot ihr zu trinken an. Anfänglich wies sie den Trunk zurück, als aber die ganze saubere Gesellschaft auf sie einstürmte und sie förmlich zwang, von dem Trank zu kosten, nahm sie ein paar Schluck, um sich Ruhe zu verschaffen. Der Trank war mit einem betäubenden Mittel versetzt, und was weiter folgte, läßt sich denken.

Das Mädchen erwachte in einem halb dunkeln Zimmer und bemerkte mit Schrecken, daß man sie aller Kleidungsstücke entblößt hatte. Der Eigenthümer der Höhle, ein gewisser Bill Dow sagte ihr, es werde ihr sehr übel bekommen, wenn sie einen Fluchtversuch mache; sie müsse bleiben und als Miethe für ihr Zimmer 812 per Woche bezahlen. Die Behandlung und die Erlebnisse in dem Hause waren derart, daß sie eines Tages beschloß, einen Fluchtversuch um jeden Preis zu machen. Da man ihr die Kleider weggenommen hatte, um sie an der Flucht zu verhindern, so hängte sie einen Theil des Bettzeuges um sich, stieg auf das Fenstersims und wollte eben aus dem Fenster auf das Dach eines anstoßenden Schuppens springen, als der Eigenthümer des Bordells ins Zimmer drang und dem Mädchen mit den Worten: „Verd......t sollst Du sein! Entspringen willst Du? Ich werde Dich schon lehren!" einen so furchtbaren Schlag mit einem Knüttel auf den Kopf versetzte, daß die Unglückliche bewußtlos zusammenbrach. Mehrere Stunden lang lag sie am Boden; als sie wieder zu sich kam, kroch sie mit Mühe in das Bett, das sie einige Wochen lang hüten mußte. Sie war mehrere Male dem Tode nahe.

In demselben Hause befand sich eine Anzahl anderer unglücklicher Mädchen. Einem derselben gelang es zu entspringen und die Polizei von dem Geschick Lizzie Merchants in Kenntniß zu setzen. Ein Polizist wurde ausgeschickt, um Lizzie zu befreien. Er fand diese erst, nachdem er das ganze Haus von oben bis unten durchsucht hatte, in einem dunklen Zimmer unter dem Dach. Die Aermste war vollständig entblößt; man hatte ihr alle Kleider weggenommen, damit sie nicht entspringen sollte. Die Beklagenswerthe wurde nach der Heimath für Gefallene in Dedham geschickt. Bill Dow, ihr Quäler, eignet nicht weniger als ein halbes Dutzend Bordelle im West Ende von Boston und ist schon häufig vor Gericht gewesen, beginnt aber sein abscheuliches Geschäft immer auf's Neue, da die Polizei nicht gewillt oder außer Stande ist, ihm das Geschäft dauernd zu legen.

Eine Duell-Geschichte.

Vor Polizeirichter Hammer in Chicago kam dieser Tage der folgende Fall vor, der einige Sensation hervorrief: Joseph Westlinger war angeklagt, eine Herausforderung zum Duell an Oscar Baron v. Könneritz geschickt zu haben, und wurde wegen dieses Vergehens unter Bürgschaft gestellt. Der Kläger wie der Angeklagte sind alte Corpsburschen, die vor vier Jahren in Jena ein Duell ausfochten, aus welchem v. Könneritz als Sieger hervorging; beide waren damals in dieselbe Schöne, die sich Rosa nannte, verschossen und heftige Rivalen. Nachdem der Baron als Sieger aus dem Duell hervorgegangen war, reichte ihm Rosa, der die Tapferkeit des Barons imponirte, die Hand, und aus der schlichten Rosa, die außer ihrem schönen Gesichte nichts besaß, wurde eine Baronin. Das Paar suchte in Amerika eine neue Heimath. v. Könneritz fand nach langem Suchen eine Beschäftigung in der Bäckerei von Geisler & Jung in Chicago, eine Beschäftigung, die zwar nicht „standesgemäß" war, aber für den Unterhalt des Barons und der Frau Baronin gerade hinreichte.

Kürzlich kam auch Westlinger nach der neuen Welt, ebenfalls nach Chicago. Er trug die Spuren der „Schmisse" im Gesicht, die er sich in dem Duell mit Könneritz geholt. Die beiden ehemaligen Corpsstudenten freuten sich anfänglich des Wiedersehens, doch dauerte die Harmonie nicht lange. Eines Tages kam die Sprache auf das Duell, und Westlinger behauptete, es sei bei dem Duell nicht ehrlich zugegangen; es kam zu einem Wortwechsel, wobei Worte wie Feigling u.s.w. fielen, und der Baron schließlich seinem Gegner ein Glas Wasser ins Gesicht warf. Am nächsten Tage ging dem letzteren eine Herausforderung zu, worin eine Stelle am Seeufer als Ort des Rendez-zous angegeben war. Das Duell sollte Sonntags stattfinden. v. Könneritz war indessen nicht mehr derselbe flotte, pauklustige Bursche wie vordem in Jena und machte gegen Westinger, der auch die Baronin beleidigt haben soll, eine gerichtliche Klage anhängig, das Duell ablehnend. Am 13. d. M. wird sich Westlinger vor Gericht zu verantworten haben.

— **In London ereignete sich** dieser Tage ein Fall von Wiedererwachen vom Scheintode. Ein drei Monate altes Kind war anscheinend an Krämpfen gestorben. Die Leiche wurde eingesargt, und wenige Tage später ging die Beerdigung von statten. Als der Sarg in das Grab hinabgelassen wurde, hörten die Anwohnenden einen Schrei, dem, als der Sarg im offenen Grabe ruhte, ein zweiter folgte. Der Sarg wurde sofort heraufgezogen, und als der Deckel losgeschraubt war, fand man, daß das Kind lebte. Es wurde sofort nach Hause gebracht und befindet sich auf dem Wege der Genesung.

Verschiedenes.

— **Ueber den Bergrutsch bei Chancelade** im Dordogne-Departement bringt der „Temps" folgenden Bericht aus Perigueux, 25. October: In den nordwestlich von hier belegenen großen Steinbrüchen von Chancelade, die ganz Frankreich mit einem vortrefflichen Bausteinmaterial versorgen, ist der überhängende Theil des Berges an mehreren Stellen mit furchtbarem, donnerähnlichen Krach eingestürzt. Zehn Häuser auf der Höhe des Berges sind in die Tiefe gerissen worden. Von den Hausbewohnern sind vier Frauen und zehn Kinder um's Leben gekommen. Zum Glück waren die 150 Arbeiter, die gewöhnlich in dem Steinbruch beschäftigt sind, am heutigen Sonntag nicht am Unglücksorte; nur eine Abtheilung von sieben oder acht Arbeitern ist unter den Steinmassen verschüttet worden. Die erste Hilfe wurde den Verunglückten durch die Gendarmerie und die Nachbargemeinden zu Theil. Auch eine Abtheilung des 50. Regiments war am Abend zur Stelle und begann beim Schein von Fackeln das Rettungswerk. Aus den Trümmern drang fortwährend Gestöhn der Verschütteten herauf. Eine Frau und ein Kind sind noch lebend hervorgezogen worden, eine zweite Frau jedoch nur als Leiche. Unter einem Geröll von Steinen waren zwei Spaziergänger, ein Mann und eine Frau, zerschmettert worden; ein Kind, das die beiden begleitet hatte, ist wie durch ein Wunder gerettet worden; der gewaltige Luftdruck beim Zusammensturz hat nämlich das Kind auf eine Entfernung von mehreren Metern weggeschleudert, ohne daß dieses den geringsten Schaden genommen hätte. Die ganze Bevölkerung der Umgegend ist in großer Bestürzung; die 150 Arbeiter, die in den Steinbrüchen ihr Brot verdienen, sind in eine jammervolle Lage gerathen.—Ein späterer Bericht meldet, daß im Laufe der Nacht noch eine Frau, deren Hilferufe man fortwährend gehört hatte, fast unverletzt hervorgezogen wurde. Ihr Kind, das neben ihr sofort getödtet worden war, ist noch unter dem Gestein. Vier Arbeiter haben ihr Grab unter einem zusammengestürzten Stollengang gefunden. Ein Mann mit Frau und Kind waren durch gewaltige Steinblöcke, die vom Berge herabrollten, erschlagen worden.

— **Im Jahre 1877 starb in** Frankfurt a. M. ein wohlhabender Herr, der eine Wittwe und eine Tochter hinterließ. Unlängst starb die Wittwe und setzte vor ihrem Ende ihre Tochter zum alleinigen Erben ein. Bei Eröffnung des Testaments stellte es sich heraus, daß die beiden Verstorbenen nur die Pflegeeltern des jungen Mädchens gewesen waren. Das Mädchen war neugierig, zu erfahren, wer eigentlich ihre Eltern seien, und durchstöberte alle Briefe und Papiere, welche sich in der Hinterlassenschaft vorfanden. Auf einem Papier, das die Jahreszahl 1861 trug, war zu lesen, daß der Baron C. und die Baronin R. den verstorbenen Eheleuten 15,000 Francs für Erziehung ihres Kindes, das in Homburg v. d. H. geboren war, gezahlt hatten. Das Mädchen machte Alles, was verkaufbar war, zu Geld und begab sich mit einem Baarvermögen von 47,000 M. nach Lyon, woselbst, wie aus den vorgefundenen Papieren hervorging, seine wahren Eltern im Jahre 1861 ansässig gewesen waren. Das Mädchen erkundigte sich in Lyon und erfuhr, daß die Gesuchten im Jahre 1870 nach Paris übergesiedelt seien, worauf es sich nach Paris verfügte. Nach langem Hin- und Herfragen bei den dortigen Behörden erfuhr das Mädchen, daß sein Vater im Jahre 1871 in einem Gefecht mit den Deutschen erschossen worden sei; die Mutter lebe jedoch noch und wohne in einer der feinsten Straßen von Paris. Das Mädchen suchte nun die Dame auf und wurde auch, nachdem es constatirt war, daß diese seine Mutter sei, auf's Herzlichste aufgenommen. Seit vierzehn Tagen fährt nun das Mädchen an der Seite seiner Mutter als Fräulein v. C. spazieren. Den armen Verwandten der ehemaligen Pflegeeltern — so schließt ein Frankfurter Lokalblatt seine Erzählung —sandte die Mutter des Mädchens einige Tausend Francs als Geschenk.

— **Auf der jüngst stattgehabten** Erfindungs-Ausstellung in London erregte eine Controluhr für Fabriken die Aufmerksamkeit der Fachkreise, welche von N. C. Firth in Chester hergestellt ist und zum Zwecke hat, das Kommen und Gehen der Arbeiter nach Reihenfolge und Zeit selbstthätig zu konstatiren. Durch einen einfachen Mechanismus wirft die Uhr alle fünf Minuten eine Marke, auf welcher die zugehörige Zeit bemerkt ist, in einen cylindrischen Behälter. Jeder Arbeiter hat nun bei seiner Ankunft und beim Fortgange eine ähnliche Marke mit der ihm zugehörigen Nummer in diesen Behälter zu werfen. Alle diese Marken legen sich genau über einander und nur der controlirende Beamte kann dieselben aus der Uhr entfernen. Die Reihenfolge der Marken giebt also zunächst die Reihenfolge der Ankunft resp. des Fortgehens der Arbeiter an und die von der Uhr zwischengeworfenen Zeitmarken bestimmen zugleich die zugehörige Zeit in Intervallen von fünf Minuten. Vor Betrug ist man insofern geschützt, als man, im Falle ein Arbeiter die Marke eines anderen in dessen Abwesenheit mit der seinigen in die Uhr wirft, den Urheber des Betruges in den Personen nothwendig suchen muß, deren Marke vor oder nach der falschen im Behälter vorgefunden wird.

— **Ein unangenehmer Auftritt** spielte sich in dem Pariser Justizpalast ab. Es wurde dort ein kleines Haus öffentlich auf Antrag der Gläubiger des derzeitigen Besitzers feilgeboten. Ein Agent Namens Gallas, der in erster Linie die Feilbietung veranlaßt hatte, beobachtete aufmerksam den Fortgang des Verfahrens und bemerkte dabei nicht, wie sich eine Frau von kleiner Figur immer näher an ihn herandrängte. Plötzlich wurde die versammelte Menge durch einen grellen Schrei erschreckt: Die Frau hatte dem Agenten eine Flasche Vitriol in's Gesicht geschleudert. Die furchtbaren Spuren der ätzenden Flüssigkeit zeigten sich sofort auf dem Gesichte des Unglücklichen. Die Frau wurde festgenommen, und da man sie auf der That ertappt, wurde unverzüglich zum Verhör geschritten. Es ergab sich bei demselben, daß die Attentäterin die Frau des früheren Hausbesitzers, Namens Laisier, ist, daß der verwundete Gallas ihren Gatten betrogen und um Alles gebracht hatte, und daß ihr Mann todtkrank darniederliegt. Da sich zufällig unter dem Publikum Leute befanden, welche die Aussagen der Frau bestätigen konnten, so verwandelte sich der Zorn der Anwesenden bald in Mitleid für Frau Laisier. Die gefühlvollen Geschworenen von Paris werden also wiederum eine Vitrioleuse (diese besondere Bezeichnung ist in der That bei der Menge der vorkommenden Vitriol Attentate bereits zur Nothwendigkeit geworden) zu urtheilen und — freizusprechen haben.

— **Schlechte Ausrede.** Ein mehrfach bestrafter Raufbold ist wegen Körperverletzung angeklagt. „Was," ruft er, „ich soll dem Hiesl das Nasenbein eingeschlagen haben! Nicht möglich. Da muß die Nas' schon einen Sprung g'habt hab'n."

Sächsische Sonntagsfreude.

Des Scheenste ist am Sonntag doch
A Landpardie fer Nitzsche'n;
A Schniddchen Bier, zwee Bemmichen,
Zum Gaffee was zu tutschen.

Viel feirige Blicke werf ich zu
Den Meedchens dorch de Brille,
Ja, Nitzsche is ä Luderchen,
Nur kosten därf's nich ville.

Der Stärkere.

„Vom Löwen ford're ich das Blut,
Und seine Macht, die schiert mich wenig;
Wohl ehren Andre ihn als König,
Doch seinen Stolz und Muth verhöhn ich,
Und meine Kraft bringt ihn in Wuth.
Nur bin ich immer siegesfroh,
Denn jeden Gegner fass' ich richtig,
Und alle Gegenwehr bleibt nichtig?"
So freute sich und that gar wichtig —
Ein kleiner Floh!

— **Aufgesessen.** A.: Denken Sie 'mal, gestern war ich auf dem Krebsfange. Am Ufer griff ich in ein schlammiges Loch, in der Hoffnung, Krebse zu entdecken. Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich daraus eine blutige Menschenhand hervorzog — — — B.: Um Gotteswillen! — Sie haben doch natürlich gleich die polizeiliche Anzeige gemacht? A.: I wo denn, — es war ja — meine eigene Hand die mir so ein Biest mit seiner Scheere blutig gezackt hatte.

— **Während der Tanzpause.** Diese Dame ist mir ein Räthsel. Ganz recht — im Sinne der räthselhaften Inschriften; man erwartet klassisches Latein und nachher ist es gemeine bairische Volkssprache.

— **Mildernde Umstände.** — Staatsanwalt (auf die Rede des Vertheidigers, der bei einem Schweinediebstahl ohne weitere Begründung auf Annahme mildernder Umstände plaidirte): „Aus der Rede des Herrn Vertheidigers konnte mir in keiner Weise ersichtlich werden, warum derselbe mildernde Umstände beantragte; es müßte denn sein, daß er die große Jugend des — gestohlenen Schweines im Auge hatte.

— **Selbstbewußtsein.** Zwei Herren streiten miteinander. Ein Dritter sucht den Einen zu besänftigen, indem er sagt: „Geh' zu, Hans, mach' dem Streit ein End'; der G'scheidtere gibt nach!"—Hans: „Und trotzdem geb' ich nicht nach!"

— **Kindermund.** Ein Vater will mit seinem siebenjährigen Söhnchen eine Reise antreten. Bevor sie das Coupee besteigen, sagt ersterer zu seinem Sprößling, für den er kein Billet gelöst hat: „Höre mal, Karl, wenn der Schaffner kommt, mach' ja ein recht dummes Gesicht." Karlchen: „Papachen! mach's mir mal vor!"

— **Servil.** Geruhen Königl. Hoheit zu entschuldigen, daß ich meinen Hut nicht tiefer vor Hochderselben abziehen kann; aber wie Königl. Hoheit zu sehen geruhen, hindert mich die Erde daran!

— **In der Sekunda eines** Provinzial-Gymnasiums wird eben Ciceros zweite Rede gegen Catilina gelesen. Ein Schüler hat hinter seinem Vordermanne die bekannte „Freundsche Uebersetzung" aufgeschlagen. Der Lehrer bemerkt dies, geht schnell auf ihn zu und ruft dessen Nebenmann, der die Uebersetzung fortzuziehen im Begriff ist, die Worte entgegen: „Zu spät! Du rettest den „Freund" nicht mehr."

— **Gute Konstitution.** A.: Nun, lieber Baron? Was macht die alte Erbtante? Will die ihren schnöden Mammon noch immer nicht verlassen? — v. B.: Kein Gedanke daran. Ich sage Ihnen, ein gewöhnlicher Doktor kriegt sie gar nicht todt, da reicht nicht einmal ein Sanitätsrath zu; mindestens ein Geheimrath muß kommen, damit die Wissenschaft hier triumphiren kann.

— **Bekanntlich werden die** Schüler der meisten Berliner Gymnasien von Ober-Tertia an mit „Sie" angeredet. Ein langaufgeschossener Untertertianer ist soeben in die Ober-Tertia getreten, um sich ein Buch zu leihen. Da kommt plötzlich der Ordinarius hinein, sieht den ihm unbekannten Unter-Tertianer und fragt ihn, mindestens in ihm einen Sekundaner vermuthend: „Was wollen Sie hier?"—„Ich möchte mir ein Buch borgen," lautete die Antwort. — „Wissen Sie nicht, daß dies verboten ist? —Schämen Sie sich, daß man Ihnen dies noch sagen muß! — Wie heißen Sie?" — „Müller." — „In welcher Klasse sind Sie?" — „In Unter-Tertia." — „Sooo! — Nun, dann gehst Du mal sofort in Deine Klasse."

— **Gedankenschnitzel.** Morgenstunde hat Gold im Munde — Das ist ein Beweis, daß Jungfrau Aurora allmälig auch alt geworden, und ihre Zähne hat plombiren lassen.

— **Praktisch.** Bauerfrau: „Wo willst de mit denn schunt widder hifahrn, Kunrod?"—Bauer: „Zum Kohlehändler!"—Bauerfrau: „Kannst de denn da net zu Fuß hingeh?"—Bauer: „Es steiht awer doch uff der Rechnung, daß die Kohle billiger wäre, wenn mer se im Wage kaafe dhät!"

— **Sicherstes Mittel.** Bauer (zum Lehrer): „Herr Lehrer, 's Obst wird zeitig und da möcht' ich Sie halt bitten, daß S' beim nächsten Spaziergang auf'm Weg, der durch meine Obstgärten geht, die Bub'n fleißig singa lass'n, damit die Saka net 's ganze Obst abfress'n."

— **Schrecklicher Verdacht.** Lehrling: „Herr Buchhalter, wir brauchen neue Tinte."—Buchhalter: „Was, schon wieder! Was macht Ihr denn mit der vielen Tinte? Ich glaube, Ihr wascht Euch das Gesicht damit!"

— **Zerstreut.** Kapellmeister (zum Violinisten): Was hielt Sie heute Vormittag von der Probe zurück, Bogner? Violinist: Heftige Seitenstiche, Herr Kapellmeister! Kapellmeister: Auf der A-Saite oder auf der E-Saite?

— **Zu viel verlangt.** Arzt: „Nun, mein Lieber, wo fehlt es?"—Patient: „Ich bitt, daß S' mich untersuchen!" — Arzt: „Gerne! Aber vorher sagen Sie mir doch, was Ihnen fehlt! Wo thut's weh? Haben Sie Appetit, Schlaf?"—Patient: „Ja, wenn ich Ihnen Alles vorher sag', dann können Sie leicht den Doktor machen!"

— **Pfälzisch.** „Giebt's in der Pfalz dieses Jahr auch viele Rebhühner?" — „Na, das sag' ich, alle Beem hucke voll!" — „Was, auf den Bäumen sind in der Pfalz die Rebhühner?" — „Was wolle se dann mache—isch doch hunne schun Alles voll!"

— **Verschnappt.** 1. Gauner: „Famoser Rock — was kostet Dich der?" — 2. Gauner: „Wenn's 'rauskommt, wenigstens ein halbes Jahr."

— **Ueberhöflich.** Dame (zum Herrn): „Finden Sie es nicht auch kalt hier?" — Herr: „Sehr wohl, meine Gnädige! Sie gestatten wohl, daß ich friere!"

— **Gegenseitig.** Dame (die an Migräne leidet): „Herr Doctor, ich muß es Ihnen hoch anrechnen, daß Sie sich noch in so später Stunde zu mir bemüht haben!" — Arzt: „Ich Ihnen auch!"